

Funktionalistische und systemtheoretische Ansätze in der Sozialisationsforschung

1. Funktionalismus und Systemtheorie in der Soziologie

Funktionalismus und Systemtheorie sind zentrale Bestandteile der Theoriegeschichte der Soziologie; es sind Leitkonzepte, die zur Herausbildung der Soziologie als akademischer Disziplin wesentlich beigetragen haben. In der Entfaltung funktionalistischer und systemtheoretischer Ansätze in der Sozialisationsforschung lassen sich fünf Phasen unterscheiden, die der Reihe nach analysiert werden:

1. *Klassiker als Grundlage des Funktionalismus*

Herbert Spencer (1820-1903) vertrat die Auffassung, daß die Gesellschaft ebenso zu analysieren sei wie ein naturwissenschaftliches Objekt. Diese Perspektive war vor allem von der Biologie inspiriert; sie führte Spencer zu einem evolutionstheoretischen Ansatz. Der Evolution lag für Spencer ein kosmologisches, ubiquitär beobachtbares Entwicklungsgesetz zugrunde. Der Evolutionsprozeß sollte mit den Begriffen der Struktur, der Funktion und der Differenzierung erfaßt (Spencer 1883, 2, 16) und in der Entwicklung sowohl der Gesellschaft als auch des einzelnen Menschen verfolgt werden.

Emile Durkheim (1858-1917) spezifizierete das Programm der Soziologie und seiner Pädagogik derart, daß soziale Tatsachen ausschließlich durch soziale Tatsachen zu erklären seien (Durkheim

1973). Er untersucht die Zusammenhänge zwischen wechselnden Gesellschaftsstrukturen und den Ausprägungen des kollektiven Bewußtseins bzw. der kollektiven Vorstellungen. Zunächst gelangt er zum optimistischen Befund, daß mit dem Wechsel von der segmentären zur arbeitsteiligen Gesellschaft das soziale Band, der Zusammenhalt der Gesellschaft, stärker werde (Durkheim 1977). Später thematisiert Durkheim die Krise der arbeitsteiligen Gesellschaft unter dem Stichwort der Anomie und macht die Moral innerhalb seiner Soziologie zum zentralen Thema. Die Strukturveränderung von der Großfamilie zur Gattenfamilie (Durkheim 1973, 203) führt zu Problemen bei der Funktionserfüllung. Durkheim sucht nach Alternativen und Äquivalenten für die scheinbar abnehmende Sozialisationskapazität der Kleinfamilie (König 1976, 333). Er verfällt dabei vor allem auf die berufliche Sozialisation (Durkheim 1922).

Durkheim hat den zumeist vergessenen Grundstein für die sozialstrukturelle Sozialisationsforschung gelegt (Kohn 1969; Gecas 1979). Angesichts der fortschreitenden Differenzierung der Gesellschaft betont Durkheim in seinen späteren Werken die prekäre Erfüllung der Integrationsfunktion gesellschaftlicher Institutionen zur Entwicklung und Erhaltung kollektiver und sozial verbindlicher Vorstellungen.

2. Der kulturanthropologische Strukturfunktionalismus

Radcliffe-Brown und Malinowski werden zu jenen Kulturanthropologen gezählt, die dem Strukturfunktionalismus verpflichtet sind. Beide Autoren verstehen indes sehr verschiedenes darunter. Bronislaw Malinowski (1884-1942) stellt den Menschen mit seinen vitalen Grundbedürfnissen in den Mittelpunkt seiner Theorie. Da die menschliche Ausstattung mit angeborenen Handlungsprogrammen nicht zur Lebenserhaltung ausreicht, bedarf es einer Ergänzung und Umsetzung bzw. der Übersetzung der durch auf die Erfüllung von Grundbedürfnissen abzielenden Lebensimperative. Dies leisten Kultur bzw. primäre Kulturreaktionen. Die Wechselwirkung bzw. die Konfrontation der Bedürfnisse und der kulturellen Lösungsangebote führt dazu, daß neue, abgeleitete Bedürfnisse entstehen (Malinowski 1975, 149; Schelsky 1973). „The functional view of culture insists therefore upon the principle that in every type of civilization, every custom, material object, idea and belief fulfils some vital function, has some task to accomplish, represents an indispensable part within a working whole“ (Malinowski 1965, 637). Wachstum als primäres Bedürfnis fordert Training als kulturelle Einrichtung (Malinowski 1975, 123); als daraus abgeleitetes Bedürfnis entsteht die Aufgabe, Menschen dazu in die Lage zu versetzen, Institutionen und Stammes-traditionen fortzuführen; diesem abgeleiteten Bedürfnis entspricht die Einrichtung von Erziehungsinstitutionen (Malinowski 1975, 155). Alfred Reginald Radcliffe-Brown (1881-1955) erklärt Prozeß, Struktur und Funktion zu tragenden Begriffen seiner komparativen Anthropologie. Er orientiert sich u. a. auch kritisch an Spencer und Durkheim; gegenüber Malinowskis Versuch, ihn für eine gemeinsame ‚Funktionale Schule‘ zu vereinnahmen, distanziert er sich deutlich (Radcliffe-Brown 1971, 188). Radcliffe-Brown be-

handelt in seiner Theorie primär drei Komplexe: a) Gesellschaftliche Strukturen; b) die Funktion dieser Strukturen, und c) die Entwicklung bzw. Entstehung von Strukturen. Die Orientierung an Durkheim wird an der Konzentration auf soziale Sachverhalte, in der Art der Erklärung der Wirksamkeit von Funktionen (Radcliffe-Brown 1971, 185) und an seinem Begriff des sozialen Systems deutlich: „A social system can be conceived and studied as a system of values“ (Radcliffe-Brown 1971, 140). Formen des Zusammenlebens gelten ihm als Systeme mit drei Klassen von Anpassungsmechanismen: den ökologischen, den institutionellen und den sozialisatorischen (Radcliffe-Brown 1971, 9).

Malinowski und Radcliffe-Brown vertreten trotz aller Differenzen einen Funktionalismus, der durch eine *holistische Gesellschaftsschicht* geprägt ist (Malinowski 1975, 104; Radcliffe-Brown 1971, 185); insofern gelingt es ihnen nicht, das Konzept der *Stammesgesellschaft*, wie es von Spencer und Durkheim vertreten wurde, produktiv zu überbieten, obwohl genau dies zumindest von Radcliffe-Brown beabsichtigt war (Kuper 1978, 108).

3. Die strukturell-funktionale Systemtheorie

Der Beginn der soziologischen Systemtheorie wird allgemein auf die Zeit um 1950 datiert (Willke 1987). Die weitere Entwicklung der Systemtheorie läßt sich in mehrere Abschnitte untergliedern, die sich anhand dreier Merkmalen unterscheiden lassen: Unterscheidungskriterien sind

- a) das Verhältnis von System und Umwelt;
- b) der Strukturbegriff und
- c) der entsprechende Sozialisationsbegriff.

Die Darstellung funktionalistischer und systemtheoretischer Sozialisationskonzepte hat deshalb von grundlegenden Theoriedispositionen und dem jeweiligen Gesellschaftsbezug der Theorievarianten auszugehen, denn der Sozialisationsbegriff ist nicht Ausgangspunkt,

sondern Konsequenz basaler Theorieoptionen.

Die strukturell-funktionale Systemtheorie ist in erster Linie von Talcott Parsons (1902-1979; Parsons, Bales & Shils 1951, Parsons 1951) entwickelt und geprägt worden; sie muß jedoch von Parsons' früher Handlungstheorie und vom Strukturfunktionalismus der Kulturanthropologie (Malinowski, Radcliffe-Brown) abgesetzt werden.

In der ersten Phase seiner Systemtheorie betont Parsons den Gesichtspunkt der *Differenzierung* von Systemen und führt diese auf die allgemeinen Unterscheidungen von vier Systemfunktionen (AGIL-Schema) zurück. Das Problem der *Strukturerhaltung* steht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Sozialisation wird theoretisch auf das Gleichgewicht in sozialen Systemen und in der Interaktion (Parsons 1951) bezogen; inhaltlich geht es besonders um Sozialisation in der Familie (Parsons & Bales 1955), in der Gleichaltrigengruppe und während der Jugend (Parsons 1979). Die zweite Phase der Parsonsschen Systemtheorie wendet sich von der inhaltlichen Bestimmung des Sozialisationskonzeptes ab und integriert es unter dem Stichwort der *Interpenetration* in die gesamte Theoriearchitektur (Parsons 1968b, 460; 1980; vgl. Künzler 1986). *Soziale Systeme* werden im Hinblick auf Bedingungen und Mechanismen ihrer *Umweltverflochtenheit* rekonstruiert; wesentlich sind hier der Rückgriff auf das Input-Output-Schema und die Fragen nach der kulturellen Steuerung des Sozialsystems. Inhaltlich wird Sozialisation in dieser Phase mit Bezug auf das Institutionengeflecht von Familie, Beschäftigungssystem und Bildungswesen verhandelt (Parsons & Platt 1970, 1973)

4. Kybernetische Systemtheorie

Gleichzeitig mit der Entwicklung der strukturell-funktionalen Systemtheorie etablierte sich die interdisziplinär orientierte „General Systems Theory“ (v. Bertalanffy 1962), die als *kybernetische Systemtheorie* in die Sozialwissenschaft-

ten Eingang fand (Buckley 1967). Soziale Systeme gelten als offene, komplexe, anpassungsfähige, zielorientierte Einheiten, die in der Lage sind, in Abhängigkeit von Umweltereignissen interne Strukturen zu modifizieren, wenn es die Aufrechterhaltung ihrer Leistungen oder des Systembestandes im Ganzen erforderlich macht. Die *Prozesse der Umweltanpassung* sozialer Systeme stehen im Vordergrund der Analyse, bloße Strukturerhaltung gerät unter Pathologieverdacht. Sozialisation wird als Anpassung des personalen Systems an die jeweilige Sozialisationsbedingungen (Umwelt) konzipiert und in einem Rückkoppelungszusammenhang auf verschiedene Entwicklungsstufen des personalen Systems projiziert (Broderick & Pulliam-Krager 1979).

5. Von der System-Umwelt-Theorie zur Theorie selbstreferentieller Systeme

In deutlichem Unterschied zur strukturell-funktionalen und zur kybernetischen Systemtheorie entwickelt Niklas Luhmann (1970) seit der Mitte der 60er Jahre seine *System-Umwelt-Theorie*. Soziale Systeme werden hier als ein Sinnzusammenhang sozialer Handlungen verstanden, der sich gegen eine Umwelt nicht dazugehöriger Handlungen abgrenzt. Die Frage nach der Funktion von *Strukturen* und von *Systembildung* wird radikalisiert: Reduktion von Komplexität erweist sich als das Bezugsproblem jeder Funktionserfüllung. Systeme gewinnen dadurch relative Autonomie zu ihrer Umwelt; keineswegs hängt in der Gesellschaft „alles mit allem“ zusammen. Luhmann thematisiert Sozialisation vorwiegend im Kontext von Planung und Entscheidung (Luhmann 1971) und der allgemeinen Organisationstheorie (Luhmann 1975). Unter dem Eindruck der Entwicklung des Konzepts der Autopoiesis in der Biologie vollzieht Luhmann in den 80er Jahren einen Paradigmenwechsel zur Theorie *selbstreferentieller Systeme* (Luhmann 1984). Die neue Konzeption betont die Geschlossenheit und Zirkulari-

tät der Systeme, die die Elemente, aus denen sie bestehen, nur aus eigenen Elementen reproduzieren. Grundelemente sozialer Systeme sind Kommunikationen; der Strukturbegriff verliert an Bedeutung. Luhmann bricht mit seiner System-Umwelt-Theorie und stellt sich in denkbar scharfen Gegensatz zur strukturell-funktionalen Theorie, die in der Umweltverflochtenheit von Systemen ihren Fokus hatte. Die Theorie selbstreferentieller Systeme ist noch ‚work in progress‘; ihre Anwendung auf Erziehungssystem und Sozialisation ist in vollem Gange (Luhmann 1987; 1988).

2. Sozialisation im Struktur-Funktionalismus von Malinowski und Radcliffe-Brown

Die Vertreter des älteren Struktur-Funktionalismus und der Kulturanthropologie stimmen zwar in ihrem Objektbereich überein: Objekt der Analyse ist die segmentäre Stammesgesellschaft. Die Zugänge von Malinowski und Radcliffe-Brown zur Sozialisation in Stammesgesellschaften divergieren jedoch beträchtlich.

Bei Malinowski lassen sich zwei Zugänge zum Thema der Sozialisation unterscheiden, wenn man unter Sozialisation alle Prozesse der Erziehung bzw. der Entwicklung von Handlungsrepertoires von Personen versteht. Seine vitalistische Sicht sozialer Gegebenheiten führt Malinowski zur Annahme ubiquitärer Merkmale aller Gesellschaften, die unmittelbar an Körperfunktionen angeschlossen sind (Malinowski 1975, 111). Auf dieser Grundlage können gesellschaftsspezifische „Kulturreaktionen“ in sieben „Grundbedürfnisse“ unterschieden werden. Dem Grundbedürfnis des „Wachstums“ ordnet Malinowski die Kulturreaktion des „Trainings“ zu. ‚Wachstum‘ hat dabei eine reifungstheoretische Konnotation, die jedoch durch den Gedanken des gezielten Einübens von Fähigkeiten, die in bestehenden Institutionen abverlangt werden, ergänzt wird. „Die

dramatischsten Phasen der Erziehung verkörpern sich zuweilen in Initiationszeremonien“ (Malinowski 1975, 139). Aus der Befriedigung der Grundbedürfnisse entstehen abgeleitete, aber gleichwohl zwingende Bedürfnisse. Diesen „Imperativen“ lassen sich bestimmte „Reaktionen“ zuordnen. Die unter dem Sozialisationsaspekt relevanten Imperative beziehen sich

- a) auf allgemeingültige moralische Vorschriften und
- b) die Vermittlung institutionellen und kulturellen Wissens; beides bedarf der Erziehung (Malinowski 1975, 160).

Erziehung wird als nur analytisch unterscheidbare Funktion der Gesellschaft verstanden: Erziehung erfolgt in verschiedenen Institutionen; „keine Institution (kann) funktionell auf ein einziges Grundbedürfnis zurückgeführt werden“ (Malinowski 1975, 142).

Radcliffe-Brown entwickelt seine Variante des Struktur-Funktionalismus im Sinne von Durkheim ohne Rückgriffe auf Biologie, Psychologie oder Psychoanalyse; er verfügt lediglich über eine implizite Sozialisationstheorie. Die Weitergabe der Kultur ist der erste wichtige Aspekt der Sozialisation: „The transmission of learnt ways of thinking, feeling and acting constitutes the cultural process, which is a specific feature of human social life. It is, of course, part of that process of interaction amongst persons, which is here defined as the social process thought of as the social reality“ (Radcliffe-Brown 1971, 5).

In den Kontext der Sozialisationsfunktion gehört auch die Sicherung der *Kontinuität* der Verwandtschaftssysteme, besonders durch die Tradierung von Geschlechtsrollen (Radcliffe-Brown 1971, 47). Menschliche Formen des Zusammenlebens zeigen für Radcliffe-Brown in Spencerscher Manier drei Aspekte der Anpassung: die ökologische, die institutionelle und die kulturelle bzw. sozialisatorische, verstanden als „social process by which an individual acquires habits and mental characteristics that fit him for a place in the social life and enable him to participate in its activities.

This, if we wish, could be called cultural adaptation ...“ (Radcliffe-Brown 1971, 9). Dieser Begriff von Sozialisation als *Anpassung* steht einem eher umwelt-deterministischen Standpunkt nahe.

3. Sozialisation in der Parsonsschen Systemtheorie

Parsons Sozialisationskonzept ist die erste und vielleicht letzte umfassende und anspruchsvolle Synthese von Sozialisations- und Gesellschaftstheorie. Er verknüpft in seinem Sozialisationskonzept einerseits verschiedene Ebenen der Theoriebildung und versucht andererseits, Konvergenzen zwischen den Klassikern Freud, Piaget, Mead, Weber und Durkheim nachzuweisen. Zwei Phasen lassen sich hier unterscheiden: In den 50er Jahren stand die Synthese der Klassiker im Vordergrund, der Begriff der Familie und die familiäre Sozialisation bildeten den Fokus. In den 70er Jahren wurde die Sozialisationstheorie in die nun voll entfaltete Theorie des allgemeinen Handlungssystems (action theory) eingebaut. Sozialisation qua Internalisierung wird nun als spezifischer Interpenetrationsvorgang aufgefaßt, der das Kultursystem mit dem Persönlichkeitssystem im Sinne einer kybernetischen Steuerung verbindet.

3.1. Rezeption und Synthese klassischer und zeitgenössischer Positionen

Parsons' Theoriebildung zum Thema Sozialisation verknüpft mehrere klassische und zeitgenössische Theorieansätze. Gesellschafts- und Sozialisationstheorie sind miteinander verbunden über die Untersuchung der Wirkungen des Kultursystems auf die Persönlichkeit (vgl. Münch 1982, 364). Parsons bezieht aus der Orientierung an Durkheim und der Kulturanthropologie (Parsons 1977, 78) die zentrale Frage, wie der Zusammenhang von Gesellschaft und Individuum zu denken sei und auf welche Weise sich Persönlichkeiten als das „orga-

nisierte System des Verhaltens eines *einzelnen* lebenden Organismus auf der symbolischen Ebene“ (Parsons 1977, 76) im Sozialisationsprozeß herausbilden.

Parsons' Konzeption der Persönlichkeit wurde maßgeblich von Sigmund Freud (1856-1939) beeinflusst. In zweiter Linie ist hier George Herbert Mead (1863-1931) zu nennen, der besonders Parsons' Interaktionskonzept und die Darlegung des Theorems der doppelten Kontingenz beeinflusst hat (Parsons 1968a; Joas 1988). Die Entwicklung von Handlungsrepertoires wird von Parsons im Anschluß an die Entwicklungspsychologie Jean Piagets (1896-1980) konzipiert. Durch Rekurs auf Freud, Mead, Piaget und die Erfahrungen der Kulturanthropologie Malinowskis (Parsons 1957), konnte Parsons eine eigene Definition des Persönlichkeitssystems entwickeln und ein neues Konzept des Sozialisationsprozesses vorlegen. Die Sozialisationstheorie Parsons sperrt sich in ihrer Verflechtung mit der Gesamtheorie einer leichten Rezeption und dürfte nicht zuletzt deshalb Opfer einer problematischen Rezeptionsgeschichte geworden sein (Lidz & Lidz 1976; Geißler 1979; Münch 1982).

3.2. Theoretischer Kontext

Das Konzept der Sozialisation ist ein integraler Bestandteil der Parsonsschen Systemtheorie und nur in diesem Kontext angemessen zu rekonstruieren.

Parsons beansprucht eine integrale, den gesamten Lebenslauf in den Blick nehmende synoptische Sozialisationstheorie zu entwickeln, die die wichtigsten aktuellen Theorieströmungen miteinander zu verschmelzen trachtet *und* zugleich in eine allgemeine soziologische Systemtheorie – die „General Action Theory“ und das AGIL-Schema – systematisch eingebunden ist. Die „Parsonian synthesis“ (Harris 1983, 4) integriert zugleich die Freudsche Persönlichkeitstheorie, das Piagetsche Stufenmodell der Intelligenzentwicklung und die Meadsche Perspektive der Interaktion in das AGIL-Schema. Das AGIL-Schema

dient gleichzeitig auch dazu, Sozialisation systematisch zur Systemdifferenzierung in Beziehung zu setzen, indem Sozialisation qua Internalisierung neben Institutionalisierung als der Prototyp von *Interpenetration* aufgefaßt wird.

Der Begriff der Interpenetration ist Parsons' genuine Schöpfung. Seine Begriffsbildung war und ist allerdings höchst umstritten (Luhmann 1978; 1981a, 1988; Jensen 1978; Münch 1980). Zwar ist man sich einig, daß der Begriff der Interpenetration durch die Einführung des AGIL-Schemas notwendig wurde (Luhmann 1978; Jensen 1978) und daß es sich bei Interpenetration um einen Mechanismus der Systemintegration handelt (Willke 1987; Künzler 1986). Die Differenzen beginnen jedoch, sobald es um die konkrete Verortung des Begriffs in der Parsonianischen Systemtheorie geht. Hier lassen sich zwei Interpretationsweisen unterscheiden:

- Der Interpenetrationsbegriff kann extensiv ausgelegt und in der Objektsprache verortet werden. Er beschreibt dann zunächst jede Art von Intersystembeziehung. Die Konsequenz ist, daß die symbolisch generalisierten Austauschmedien in einem Inklusionsverhältnis zur Interpenetration stehen: Austauschbeziehungen (Input-Output) zwischen Systemen werden durch Interpenetrationszonen (Märkte) zwischen den Systemen kanalisiert; diese Interpenetrationszonen lassen sich wiederum – eine *contradictio in adjecto* – als Systeme auffassen (Jensen 1978; Münch 1980).
- Es läßt sich jedoch auch ein relativ enger Begriff der Interpenetration gewinnen, der zum Kern der Theoriesprache gehört; Interpenetration kann systematisch zum AGIL-Schema und zu den damit verbundenen Problemen der Systemdifferenzierung in Beziehung gesetzt werden. Integration bleibt Oberbegriff für Interpenetration und Austauschmedien; Interpenetrationsbegriff und Medienkonzept beziehen sich jedoch auf klar unterscheidbare Sachverhalte (Luhmann 1978, 301).

Es spricht viel dafür, daß Parsons selbst den Begriff der Interpenetration in mindestens zwei Versionen verwendet. Die eine Version – die allgemeinere und diffusere – verdankt sich seinen erkenntnistheoretischen Grundannahmen, genauer dem ‚analytischen Realismus‘, der keine konkreten Systeme, sondern nur einen analytischen Systembegriff kennt (vgl. Parsons & Ackerman 1976). Im konkreten Phänomen überlappen analytisch unterscheidbare Subsysteme, sie „interpenetrieren“ (Parsons 1959; Parsons & Platt 1973, 36).

Die zweite, spezifischere Version ergibt sich aus der konsequenten Anwendung des AGIL-Schemas auf die Systemdifferenzierung und die daraus deduzierbaren Integrationszwänge. Das AGIL-Schema selbst läßt sich, so Parsons' Anspruch, aus einigen wenigen Prämissen der Systemtheorie deduzieren (Parsons 1970, 29; Künzler 1986, 423). Handlungssysteme existieren in einer Umwelt, die komplexer ist als das System selbst. Sie stehen als offene Systeme in ständigem Austausch mit ihrer Umwelt. Der Austausch mit der Umwelt spielt sich als Input-Output-Austausch ab. Hier setzen Prozesse funktionaler Differenzierung an. Sie bewirken eine Binnendifferenzierung des Systems, dessen interne Prozesse nun aber eigens koordiniert werden müssen (Parsons 1970, 30). Dadurch wird die eine Dimension der Systemdifferenzierung gebildet, die sich auf der Raumachse mit den Extremen Außen und Innen abbilden läßt. Die zweite Dimension repräsentiert die Zeitachse. Unmittelbar gegenwartsbezogene, ‚konsumatorische‘ Prozesse differenzieren sich von Prozessen, die zukünftige Zielzustände des Systems bestimmen (Parsons 1970, 31).

Durch Kreuztabellierung der beiden dichotomen Achsen Raum und Zeit ergibt sich das AGIL-Schema funktionaler Differenzierung, das Strukturhaltung (L), Integration (I), Zielerreichung (G) und Anpassung (A) als Grundfunktionen eines jeden Systems ausweist (Parsons 1970, 32). Jede Handlung wird durch vier, auf jeweils eine Funktion spezialisierte Systemkomponen-

ten konstituiert: Kultur (L), Gesellschaft bzw. Sozialsystem (I), Persönlichkeit (G) und ‚Verhaltensorganismus‘ (A) (Parsons 1975, 50). Auf dieser Ebene werden die Theorien der Klassiker, deren Konvergenz Parsons immer wieder nachzuweisen versucht, eingeordnet. In Parsons Sicht hat Freud das Persönlichkeitssystem, Piaget dagegen den Verhaltensorganismus beschrieben. Das Sozialsystem, die Gesellschaft, differenziert sich in kulturelles Treuhandsystem (L), soziale Gemeinschaft (I), Politik (G) und Wirtschaft (A) (Parsons 1968 b, 461).

Die ausdifferenzierten Subsysteme sind füreinander einerseits Umwelt, sie müssen aber andererseits ihre spezialisierte Funktionserfüllung aufeinander abstimmen und koordinieren. Diese Integration von Subsystemen wird prozessual durch symbolisch generalisierte Austauschmedien (generalized media of interchange) vermittelt, deren Wirkweise und Zusammenspiel Parsons auf der Basis einer Verallgemeinerung des Geldes erklärt (Parsons 1980; Künzler 1989). Jedes differenzierte System besitzt vier Medien, die in jeweils einem Subsystem institutionell verankert sind, aber über sechs Märkte mit den anderen Subsystemen gegen die für die Funktionserfüllung notwendigen Inputs ausgetauscht werden (s. Abb.).

Die Medien des allgemeinen Handlungssystems sind ‚definition of the situation‘ (Kultur), Affekt (Sozialsystem), ‚performance capacity‘ (Persönlichkeit) und Intelligenz (Verhaltensorganismus) (Parsons & Platt 1973, 435). Es ist leicht ersichtlich, daß ein Subsystem von diesem Austausch ausgeschlossen bleibt: das auf die Strukturhaltung spezialisierte L-Subsystem. Das L-Subsystem eines Systems tauscht keine Medien gegen Inputs. Das L-Subsystem ist für die *strukturelle* Integration in den je übergeordneten Systemkontext verantwortlich. Soll die Integration des übergeordneten Systems gewahrt werden, muß gewährleistet sein, daß in allen vier Subsystemen die gleichen Muster implementiert werden. Diese Implementation homologer Muster im L-Subsystem eines jeden Sub-

systems wird durch die Theorie der Interpenetration analysiert.

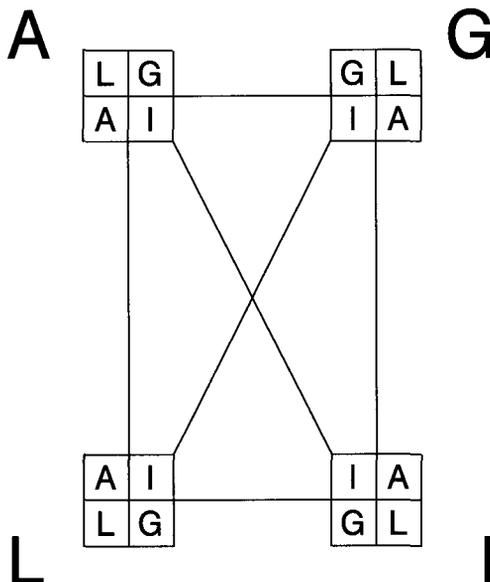


Abb. Austauschbeziehungen zwischen Subsystemen (nach Künzler 1986, 427)

Die vier Funktionen sind nicht streng gleichberechtigt, sondern in einer Steuerungshierarchie angeordnet, die im LIGA-Sinn von der Kultur über das Sozialsystem in die Persönlichkeit und von dort in den Verhaltensorganismus läuft. Die Kulturmuster (Werte) müssen auf die anderen drei Teilsysteme des Allgemeinen Handlungssystems übertragen werden (Luhmann 1978, 300; Parsons & Platt 1973, 428). Interpenetration ist damit Oberbegriff für Institutionalisierung von Werten des Kultursystems im Sozialsystem, Internalisierung von Normen des Sozialsystems in der Persönlichkeit, und von Lernen als Konditionierung des Verhaltensorganismus durch die Persönlichkeit.

Sowohl Sozialsystem als auch Kultursystem stehen mit der Persönlichkeit in mehreren verschiedenen Interpenetrationsbeziehungen; Werte der Kultur werden inter-

nalisiert, aber auch *Rollenmuster* des Sozialsystems: „The unit of interpenetration between a personality and a social system is not the individual but a *role* or a complex of *roles*. The same personality may participate in *several* social systems in different roles“ (Parsons 1968 b, 469; Parsons & Platt 1973, 170). All diese Formen von Interpenetration sind durch den systematischen Bezug des Begriffs auf das AGIL-Schema ausgeschlossen.

Als Interpenetrationsmechanismen sind Institutionalisierung (Parsons, Bales & Shils 1951, 191) und Internalisierung hintereinandergeschaltete Mechanismen der kulturadäquaten Reproduktion des Handlungssystems, die dazu dienen, eine Übereinstimmung zwischen kulturellen Werten, dem Sozialsystem und den Bedürfnissen des Handelnden zu erzielen. Institutionalisierung übernimmt die erste Überbrückungsleistung, Internalisierung die zweite, zur Person bzw. zum Handelnden hin. Internalisierung bedeutet die Verinnerlichung von Wertestandards im personalen System, die es über die normativ zugelassenen Mittel informieren, die ihm beim Handeln zur Verfügung stehen.

Sozialisation und Lernen sind die Wege, auf denen sich die Internalisierung der Werte und Normen vollzieht, die im Zuge der Institutionalisierung kultureller Werte in das Gemeinschaftssystem gelangen (Schrader 1966, 119) und für das Gleichgewicht des Interaktionszusammenhangs von ausschlaggebender Bedeutung sind: „The acquisition of the requisite orientations for satisfactory functioning in a role is a learning process, but it is not learning in general, but a particular part of learning. This process will be called process of *socialization*, and the motivational processes by which it takes place, seen in terms of their functional significance to interaction system, the *mechanisms of socialization*“ (Parsons 1979, 205).

Die Sozialisation des Kindes ist deswegen von besonderer Bedeutung für das Konzept der Sozialisation, weil in dieser Lebensphase grundlegende Wertorientierungen an das Kind vermittelt werden, denen hohe

Stabilität und Allgemeinheit (1979, 194) zugeschrieben wird (Parsons 1979, 208 erinnert hier an die Kultur- und Persönlichkeitsforschung nicht ohne kritische Hinweise; s. a. 239). Diese Wertorientierungen reichen als kulturelle Handlungsprogramme keineswegs aus, da die Landschaft der sozialen Systeme aus verschiedenen Orientierungsaspekten aufgebaut ist und die Handlungssituationen außerdem oft unterdeterminiert sind, so daß situationsgerechtes Handeln aus allgemeinen Richtlinien heraus durch den Handelnden selbst entwickelt werden muß. Die allgemeinen Wertmuster der Kultur erfahren auf dem Weg vom kulturellen System zur Persönlichkeit eine Respezifikation, ihre Generalisierung wird zurückgenommen (Parsons 1960, 177).

Der Versuch Parsons', Sozialisationstheorie und Gesellschaftstheorie in einem zu betreiben, führt dazu, daß die Dynamik der modernen Gesellschaft und die postulierte Offenheit jedes Interaktionssystems („double contingency“, Parsons 1951 und 1968 b) durch eine Gleichgewichtsannahme reduziert wird. Diese für die Theoriebautechnik zentrale Annahme als blinde Apologie des status quo aufzufassen, wäre indessen ein Mißverständnis.

3.3. Die Anwendung der Parsonsschen Systemtheorie auf Sozialisationsprozesse

Die Grundzüge der objektiven Parsonsschen Sozialisationstheorie lassen sich entlang biographischer Stationen entwickeln, die für die Mitglieder mittlerer Schichten in westlichen Gesellschaften bedeutsam sind: primäre Sozialisation in der Familie, dann schulische und berufliche Sozialisation, und Hochschulsozialisation und Sozialisation im Rahmen der Partnerschaft. Parsons liefert als veranschaulichende Belege vor allem Beobachtungen der US-amerikanischen Gesellschaft. Den Anspruch auf universelle Gültigkeit sichert er durch evolutionstheoretische Zusatzannahmen – die Vereinigten Staaten gelten ihm als die evo-

lutionär am weitesten fortgeschrittene moderne Gesellschaft (Parsons & Platt 1970). Kernfamilie, Schule, Bildungseinrichtungen und Gruppen von Gleichaltrigen sind die sozialen Systeme, die die gesellschaftliche Funktion der Sozialisation schwerpunktmäßig betreuen. Die Funktion wird dabei nicht unmittelbar, sondern mittelbar über nichtintendierte Folgen von Interaktion erfüllt. Sozialisation hat die Aufgabe, Werte und Fähigkeiten zu vermitteln und auf diese Weise die Kontinuität der Gesellschaft zu sichern.

Nach der handlungstheoretischen Phase des Parsonsschen Werks wird die Sozialisation speziell als familiäre Sozialisation zum Thema der Systemtheorie. Dieser Anwendungsfall ist im Rahmen des AGIL-Schemas von besonderer Bedeutung, da es dabei zentral um a) die Beziehungen zweier Systemklassen – soziale und personale Systeme – und zudem um b) die Genese der Kompatibilität primär des Persönlichkeitssystems mit dem sozialen System und dem Kultursystem nach Maßgabe des Vier-Funktionen-Struktur-Schemas geht.

Zur Integration der familialen Sozialisationsprozesse in das AGIL-Schema wird die Kernfamilie (nach dem Muster anderer Gruppen; Parsons & Bales 1955) als ein nach zwei Achsen differenziertes System begriffen. Es weist zwei Dimensionen auf: a) Macht (Über- und Unterordnung) und b) Orientierung (Expressivität und Instrumentalität) (Parsons 1979: 76). Das Personal der Familie wird auf die durch Kreuztabellierung der Dimensionen gewonnenen Zellen verteilt:

1. Die Elterngeneration steht auf der Machtachse höher als die Kinder.
2. Die weiblichen Angehörigen stehen der Expressivität nahe, während das männliche Personal die Instrumentalität verkörpert.

Biographisch-prozessual durchläuft das Kind von Geburt an bis zum Verlassen der Herkunftsfamilie (bzw. danach) eine Serie von 2ⁿ sozialen Systemen, die im Wege der Verinnerlichung in die Psyche aufgenommen werden: das Neugeborene erfährt im

Kontakt mit der Mutter die erste Differenzierung von Ich und Nicht-Ich; Mutter und Kind werden sodann zum „Wir“, das einem „Sie“ (die anderen Familienmitglieder) gegenübergestellt wird (Parsons und Bales 1955, 29): „Internalisiert wird sowohl eine Rollenbeziehung als auch eine Bezugsgruppe (collectivity) als Objekt“ (Parsons 1977, 75; vgl. auch Merton 1957). Das internalisierte Objekt weist zugleich kognitive und motivationale („need disposition“) Seiten auf (Parsons & Bales 1955, 57, 84; vgl. Goode 1967, 13; Claessens 1962).

Sozialisation ist ein lebenslanger Prozeß (Parsons 1951, 208; Parsons & Bales 1955, 54). Parsons nimmt an, daß die Sozialisationsmechanismen nur insoweit wirksam sind, als der Lernprozeß ein Bestandteil der Interaktion in komplementären Rollen ist: „Thus not only the socializing agents *but the socializee* must be conceived as acting in roles“ (Parsons 1951, 209). Diesen Prozeß beschreibt Parsons als Spirale, wobei jede Windung einen neuen Systemzustand mit eigenen Gleichgewichtsbedingungen darstellt (Parsons & Bales 1955, 40; ähnlich Goode 1967, 146; Oevermann 1972). Das Piagetsche Modell der Entwicklungsstufen wird als Verinnerlichung zunehmend komplexerer Rollenmuster und der Generalisierung kognitiver und evaluativer Muster im Laufe des Sozialisationsprozesses umgedeutet.

Eine wichtige Bedingung für effektive familiäre Sozialisationsprozesse ist, daß die elterliche Führungskoalition selbst in das kulturelle Wertesystem integriert ist und zwar in dem Sinne, daß die Eltern zusammen mit den Kindern ein *institutionalisiertes soziales System* bilden und zugleich selbst die Kulturmuster in ihrer Persönlichkeit internalisiert haben (Parsons & Bales 1955, 17; McKinley 1964; Daheim 1970; kritisch Liege 1982, 216).

Die erste Sozialisationsinstanz neben und außerhalb der familialen Sozialisation ist die Schule. Sie weicht in ihrem Zuschnitt vom personspezifischen Partikularismus der Familie zunächst noch vergleichsweise wenig ab und betont einen im Laufe der Schulkarriere stärker werdenden Universa-

lismus (Parsons 1979; Dreeben 1980). Die Tendenz zum Universalismus bei gleichzeitiger Anknüpfung an das private Sozialisationsarrangement liegt darin, daß Sozialisation in der Grundschule zumeist noch von weiblichem (d. h. „expressivem“) Lehrpersonal in Anlehnung an die Mutterfigur durchgeführt wird, während sich die quantitative Relation zwischen Erwachsenen und Kindern gegenüber der Familie verschiebt. Darüberhinaus hat das Schulsystem die Aufgabe der Selektion und Verteilung der personellen Ressourcen im Rollensystem der Erwachsenen (Parsons 1979, 179), ist also im Gegensatz zur Familie an Leistung (achievement vs. ascription) orientiert.

Die schulische Sozialisation vermittelt heranwachsenden Gesellschaftsmitgliedern wachsende Unabhängigkeit. Steigende Erwartungen an die Autonomie des Individuums und die zeitliche Ausdehnung der Ausbildung sind strukturelle Voraussetzungen für die wachsende Bedeutung der Jugend als Sozialisationsphase (Parsons 1979, 278; mit anderem Akzent Eisenstadt 1979, 266). Die Distanz der Jugend zu anderen Altersgruppen und die durch die Jugend erlebte Unbestimmtheit der Zukunft lassen die Entstehung und das Ausleben einer in sich differenzierten jugendspezifischen Kultur mit eigenen Wertinterpretationen sowohl als bedeutsam für die Identitätsbildung als auch relevant für die Kontinuität der Dynamik der Gesellschaft erscheinen (Parsons 1979, 228).

Gerade an Parsons' Sozialisationstheorie läßt sich zeigen, daß der Vorwurf, der Strukturfunktionalismus sei eine ahistorische Theorie, die sozialen Wandel nicht erfassen könne, nicht haltbar ist. Parsons setzt Veränderungen im Sozialisationsprozeß und im Bildungssystem wie auch in der Persönlichkeitsentwicklung systematisch zur Entwicklung moderner Gesellschaften in Beziehung. Gesellschaftliche „Revolutionen“ haben seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Bedingungen auch für Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung entscheidend verändert: Erst die industrielle Revolution, die Wirtschaft und Familie vonein-

ander differenzierte, hat mit der historisch neuen Abwesenheit des Vaters die Voraussetzung für die ödipale Phase der Persönlichkeitsentwicklung geliefert (Parsons & Platt 1970, 16). Adoleszenz und Latenz wurden erst möglich mit der Ausdehnung der Sozialisationsphase durch die Universalisierung der ‚high school education‘, die wiederum funktional auf den Schub in der Differenzierung der Berufsstruktur Mitte der Zwanziger Jahre bezogen war. Schließlich wollen Parsons und Platt eine ‚Erziehungsrevolution‘ seit Mitte der Fünfziger Jahre beobachten, die in der Ausbreitung des Universitätsstudiums besteht. Auch hier, bei der Analyse der Sozialisation von Studenten an und durch die Universität, steht für Parsons der funktionale Bezug auf die Gesamtgesellschaft im Vordergrund. Eine hochdifferenzierte, pluralistische, komplexe und rationalisierte Gesellschaft wie die US-amerikanische, deren zentrale Werte ‚institutionalisierter Individualismus‘ und ‚instrumenteller Aktivismus‘ sind (Parsons & Platt 1970, 1973, 40), ist auf eine entsprechend differenzierte Persönlichkeit, auf entsprechende Kompetenzen ihrer Mitglieder angewiesen; die Mitglieder der Gesellschaft müssen die Werte der Gesellschaft internalisiert haben.

Verbreitung der ‚higher education‘ führt zu einer weiteren zeitlichen Ausdehnung der Sozialisation: Sie wird um eine nächste Phase ergänzt. Neben Kindheit und ödipaler Phase (1), Latenz und Adoleszenz (2) tritt die Phase der ‚Studentry‘ der Sozialisation im undergraduate college als zweite Latenz (Parsons & Platt 1970, 1973). Ziel der Sozialisation in dieser Phase ist nicht so sehr das Einüben instrumenteller Fähigkeiten oder die Internalisierung des akademischen Wertes kognitiver Rationalität, sondern vielmehr der Erwerb allgemeiner Handlungskompetenz und ihre affektive und motivationale Verankerung in der Persönlichkeit: „Undergraduate education focuses on the development of an ‚educated citizenry‘. Citizenship means here the capacities for participation in the societal community with competence and intelligence“ (Parsons & Platt 1973, 164, 191).

Erforderlich ist in einer pluralistischen Gesellschaft z. B. die Kompetenz, unterschiedliche Werte in eine persönliche Hierarchie zu bringen, oder die Fähigkeit, Solidarität auf unterschiedliche Gruppen und Teilsysteme (Familie und Beruf) zu verteilen, kurz, die Entwicklung einer Identität als „identification in a differentiated plurality of values, interests, goals and memberships which are integrated with each other so that the personality is not torn by irresolvable conflicts“ (Parsons & Platt 1973, 171). Um eine derart differenzierte Persönlichkeitsstruktur entwickeln zu können, muß sich der Adoleszent von der Peer-group mit ihren rigorosen aber diffusen Solidaritätsforderungen und ihrem moralischen Absolutismus lösen. Das bewirkt die Sozialisation im undergraduate college.

Die Universität hat mit der Familie (und der Psychotherapie) eine Reihe von Strukturmerkmalen gemeinsam, die sie als Sozialisationsinstanz besonders geeignet erscheinen lassen:

- Universität und Familie sind Systeme, die von ihrer Umwelt relativ isoliert sind. Sie können ihren Mitgliedern daher eine Sonderumwelt bieten, die von hoher Permissivität und großer Unterstützung geprägt ist (Parsons & Platt 1973, 177).
- Beide Systemarten differenzieren sich intern primär aufgrund hierarchischer Asymmetrien zwischen Sozialisierenden (Eltern, faculty) und Sozialisanden (Kinder, Studenten). In beiden Fällen bedarf es, soll Sozialisation gelingen, einer Koalition der Sozialisationsagenten, die deshalb einen Bereich geschützter Privatheit gegenüber Kindern bzw. Studenten besitzen müssen (Parsons & Platt 1970, 21 ff.) Auch die Persönlichkeitsentwicklung verläuft in beiden Sozialisationskontexten ähnlich, etwa in der Entwicklung affektiver Tabus: Dem Inzesttabu in der Familie entspricht ein Tabu gegen die diffuse Solidarität der Peer-group des Adoleszenten, das sich in der Phase der ‚Studentry‘ entwickelt (Parsons & Platt 1970; 1973).

Trotz aller Ansprüche auf Universalität ist Parsons Theorie der Hochschulsozialisation ein kulturrelatives Konzept geblieben; es ist spezifisch auf das amerikanische Bildungssystem mit seiner Grundeinteilung in undergraduate colleges und graduate colleges zugeschnitten und daher nicht einmal auf westeuropäische Verhältnisse voll übertragbar.

4. Kybernetische Systemtheorie und Sozialisation

Parsons' Bemühungen um eine Synthese von Sozialisation und Gesellschaftstheorie wurden von der systemtheoretischen Sozialisationsforschung nicht aufgenommen; allenfalls Bruchstücke des Parsonsschen Theoriegebäudes werden weiterverwendet. Die nach- und nicht-Parsonianische Systemtheorie tendiert zu immer spezialisierterer Detailforschung, greift zum Teil auf einen Holismus der Vor-Parsons-Zeit zurück und findet nur in einem allgemeinen Systembegriff ihren gemeinsamen Nenner. Markiert wird der Weg von der „general systems theory“ zur Systemtheorie der Familie beispielhaft durch den Beitrag von Hill (1971). Er nutzt die Befunde der allgemeinsociologischen Systemtheorie Buckleys (1967) und setzt sich kritisch von der strukturfunktionalen Definition der Familie ab, die seiner Lesart nach die Familie als geschlossenes, konformitätsorientiertes und gleichgewichtsuchendes System mißverstehet (Hill 1971, 8), während die Familie als komplexes System begriffen werden muß, das sich selbst in seiner Struktur zu ändern vermag. Als Merkmale des so konzipierten Familiensystems hält er fest:

- a) Interdependenz der Familienangehörigen als Variable zwischen den Polen der Enge und der Weite,
- b) Grenzziehung und -erhaltung des offenen Familiensystems nach außen und nach innen, d. h. zu den einzelnen Angehörigen,
- c) Entwicklung eines Bildes der Familie von sich selbst,

- d) Zielorientierung und Aufgabenerfüllung der Familie,
- e) Fähigkeit zu selbstorganisiertem Strukturwandel, zur sogenannten Morphogenese.

Kennzeichen dieser systemtheoretischen Familienkonzeption ist, daß der Bezug auf Sozialisation implizit bleibt (vgl. Broderick & Smith 1979).

Ausdrücklich auf Sozialisation geht dagegen der systemtheoretisch-familienbezogene Ansatz von Neidhardt (1975, 1976) ein. Er nimmt das Angebot der Systemtheorie an und setzt sich ausdrücklich von der struktur-funktionalen Familientheorie ab. Unter Berufung auf Buckley und Hill (Neidhardt 1975, 163) streicht er heraus, daß die besondere Gruppe der Familie sich als System begreifen läßt, das auf das Ziel der Dauerhaftigkeit hin orientiert ist, aber weitere gruppenspezifische Ziele verfolgen kann und verschiedene Ausprägungen von Kohäsion (von zwangloser zu zwanghafter Kohäsion) aufweist; zentrale Variablen zur Bestimmung des Kohäsionstypus sind Strukturflexibilität, Umweltoffenheit und Systemtransparenz der Familie (Neidhardt 1975, 170; Weiß 1982). Neidhardt verbindet Systemeigenschaften der Familie hypothetisch mit Personeigenschaften des Sozialisierenden, bleibt jedoch dabei konzeptionell hinter den Annahmen von Parsons und Bales (1955) zurück (Neidhardt 1975, 1986).

Die Autoren Broderick und Pulliam-Krager (1979) knüpften in ihrer ausdrücklich sozialisations- und systemtheoretisch orientierten Modellstudie sowohl an die kommunikationsorientierte Familien- und Psychotherapieforschung der Palo Alto Gruppe als auch an die Familienanalyse am Beispiel normaler Familien, wie sie von Hess und Handel (1975) vorgelegt wurde, an. Zwei systemtheoretische Bestimmungen der Familie werden herausgegriffen und mit Persönlichkeitstypen als Sozialisationsergebnissen verknüpft:

An der *Innenseite* der Familie, zwischen der einzelnen Mitgliedern und der Gruppe, geht es um die Herstellung von „appropriate

forms of connectedness and separateness among family members“. An der *Außenseite* der Familie geht es um den Grad ihrer Öffnung, d. h. die Verbundenheit mit oder die Getrenntheit der Familienmitglieder von der sozialen Umwelt. Mit diesen Vorgaben konstruieren die Autoren ein multiplikatives Modell, das Binnen- und Außengrenze der Familie in Beziehung setzt zu verschiedenen Persönlichkeitsstrukturen (Broderick & Pulliam-Krager 1979, 610). Das dargelegte Konzept beruht auf dem Modell der Projektion von Familienstrukturen auf psychische Strukturen, die in ihrer Eigendynamik nicht zum Gegenstand des Konzepts werden (vgl. Beavers 1976). Die neueren systemtheoretischen Sozialisations-theorien versuchen nicht länger eine Integration ihrer Ergebnisse in eine umfassendere Theorie zu leisten, wie es noch Parsons' Intention war. Sie haben den Anspruch auf gesellschaftstheoretische Reichweite weitgehend aufgegeben.

5. System-Umwelt-Theorie und autopoietische Systemtheorie als Rahmenkonzepte für die Sozialisations-theorie

Die Luhmannsche Systemtheorie knüpft zunächst an die gesellschaftstheoretische Perspektive der funktionalistischen Tradition an, ohne jedoch ein eigenständiges Sozialisationskonzept zu entwickeln. Sozialisationskonzept ist in der ersten Phase der Luhmannschen Theoriebildung vor allem im Kontext der Organisations-Soziologie von Bedeutung. Mit dem Paradigmenwechsel vom System-Umwelt-Modell zur Autopoiesis führt Luhmann einen neuen Sozialisationsbegriff ein: Aufgrund der selbstreferentiellen Geschlossenheit psychischer Systeme ist Sozialisation notwendig Selbst-Sozialisation. Erziehung wird zur Funktion eines eigenen Teilsystems der Gesellschaft.

5.1. Sozialisation in der sinnbezogenen System-Umwelt-Theorie

Die Anwendung der System-Umwelt-Theorie durch Luhmann auf die Gesellschaft gelangt zum Befund, daß das Gesellschaftssystem in sich in Subsysteme differenziert ist, die je eigene, funktional spezifische Leistungen erbringen. Damit ist für Luhmann zugleich der Sachverhalt gegeben, daß die ausdifferenzierten Subsysteme der Gesellschaft in ihrem Verhältnis zueinander zugleich abhängiger und unabhängiger wurden. Vor dem Hintergrund dieser Gesellschaftsdiagnose ist zweierlei konsequent: erstens wird die Sozialisation konkreter und identischer Werte und Normen an alle Gesellschaftsmitglieder als Garant der Integration der Gesellschaft obsolet. Eine funktional differenzierte Gesellschaft mit autonomen Teilsystemen bedarf nicht länger geteilter und gemeinsamer Wertorientierungen ihrer Mitglieder, sondern ist auf motivloses Akzeptieren von Entscheidungen angewiesen (Luhmann 1983, 32). Mit der Theorietradition Durkheims, Malinowskis, Radcliffe-Browns und partiell auch Parsons wird gebrochen. Die Sozialisationsthematik wird in strategisch-planender Absicht im Rahmen der Analyse von System-Umwelt-Beziehungen formaler Organisationen verhandelt, nämlich der Grenze zwischen Organisationsmitgliedschaft und der Person als Kommunikationsadressat oder als Kommunikator.

Formale Organisation ist dabei ein soziales System „das aus faktischen Handlungen besteht, die sinnhaft zusammengehören und gegenüber der Umwelt von nicht dazugehörigen Handlungen in relativ beständiger Weise abgegrenzt sind“ (Luhmann 1966, 1411). Mitgliedschaft (Eintritt und Austritt) sind von definierten Bedingungen abhängig (Luhmann 1975, 12). Organisationen werden vornehmlich als Einrichtungen behandelt, die Entscheidungen produzieren. Drei Entscheidungsprämissen werden unterschieden:

- a) Programme,
- b) Organisation,
- c) Personal.

Das Personal ist der Bezugspunkt der spezifischen Verwendung des Sozialisationskonzepts und es geht um zwei Aufgaben: die Herstellung und Verteilung dieser Entscheidungsprämissen im System.

Grundlegend für die Systematisierung der Aufgaben und Probleme, die damit verbunden sind, ist das Verständnis von Sozialisation und Ausbildung: *Sozialisation* wird assoziiert mit der „Übernahme von Wertmustern, normativen Verhaltenserwartungen, Standards der Fremdachtung und der Selbstachtung (Moral) und expressiven Handlungsmustern in die Persönlichkeitsstruktur ...“ (Luhmann 1971, 210). Bei *Ausbildung* denkt Luhmann „vorwiegend an die Herstellung kognitiver Fähigkeiten der Erlebnisverarbeitung und instrumentaler Handlungsfähigkeiten“ (Luhmann 1971, 210). Der gedanklichen Trennung von Ausbildung und Sozialisation entspricht keine derartige Trennungsmöglichkeit „im praktischen Vollzug ...“ (Luhmann 1971, 210).

Für die Untersuchung der Entscheidungsleistung und die Beweglichkeit der Verwaltung ist die Stelle im abstraktesten Sinne „das Prinzip der geregelten Variation von Entscheidungsprämissen“ (Luhmann 1971, 224; 1975, 39-50) und spielt eine tragende Rolle. Dabei geht es um die Möglichkeiten der Rationalitäts- und Leistungssteigerungsmöglichkeiten, die – ähnlich dem Produktionsfaktorenmodell der Ökonomie – deren Zusammensetzung outputspezifisch zu optimieren trachten.

Luhmann setzt Sozialisation als Internalisierung von Werten im Rahmen der Systemtheorie als Konzept des soziologischen Fachwissens als gegeben voraus. Sozialisation wird strategisch auf die Organisationstheorie und die Umstrukturierung der Verwaltung orientiert.

Auf der Grenze zwischen der kybernetischen und der sinnorientierten Systemtheorie liegen eine Reihe von Arbeiten zur Sozialisation in Familien (Schulze, Tyrell & Künzler 1989). Auf theoretischer Ebene amalgamieren sie verschiedene, primär psychologisch orientierte Theorien der Entwicklung mit schwerpunktmäßig kom-

munikations- und binnenzentrierten Familiensystemkonzepten. Die Kommunikationsformen und die Sinnmuster in der Familie werden – ganz im Sinne der Klassiker der psychosozialen Familiensystemtheorie Hess und Handel (1975) – in ihrer sich fortlaufend verändernden Beziehung befragt auf ihre Wirkungen im Sozialisationsverlauf eines Familienmitglieds (Kreppner 1978; Kreppner, Paulsen & Schütze 1981, 1982).

Eine Arbeit versucht innerhalb der System-Umwelt-Theorie ein Sozialisationskonzept zu entwickeln, das dessen Theorievorgaben auf verschiedene Lebensphasen und Sozialstrukturen spezifiziert (Schulze 1985). Mit Blick auf die Umweltbeziehungen der Familie wird die Sozialisation in der Familie durch Kaufmann, Herlth, Strohmeier & Schulze (1980) behandelt; sie ist zugleich eine der wenigen Versuche, Sozialisation und Sozialpolitik aufeinander zu beziehen.

5.2 Sozialisation in der Theorie selbstreferentieller Systeme

Wie Parsons ordnet Luhmann das Sozialisationskonzept, das er im Gefolge des Paradigmenwechsels zur Theorie selbstreferentieller, autopoietischer Systeme entwickelt, einer allgemeineren Theorie der Interpenetration zu. Luhmann entwickelt über mehrere Stationen und in Abkehr von der Position Parsons' einen eigenen Begriff der Interpenetration, der lediglich das Verhältnis von sozialen und psychischen Systemen beschreibt. Beide Systemarten, die hochkomplexen psychischen Systeme und die sozialen Systeme, sind füreinander konstitutiv, so daß es sich bei ihrem Verhältnis um *Interpenetration* handelt. Zunächst sprach Luhmann davon, daß Interpenetration von personalen (psychischen) und sozialen Systemen das allgemeine Komplexitätsgefälle zwischen Umwelten und Systemen durchbricht (vgl. Luhmann 1981 b, 157).

Zwar ist auch Interpenetration ein Mechanismus zur Reduktion von Komplexität (in-

sofern gilt das basale Komplexitätstheorem) – sie basiert aber auf einer scheinbar paradoxen Umkehrung. Die Komplexität psychischer Systeme wird nicht an den Grenzen des sozialen Systems abgefangen und reduziert, sie wird vielmehr „als solche *internalisiert*“ und „in Form *unanalysierter Abstraktionen*“ verwendet (Luhmann 1981 b, 157). Das Sozialsystem behandelt das psychische System in seiner Umwelt als Teil seiner selbst, aber als black box. Bei aller Interpenetration bleiben die Systeme füreinander Umwelt.

Variabilität, und das heißt Varianz von Stabilisierungen auf der Ebene personaler Systeme, wird zur Konstitutions- und Stabilisierungsbedingung sozialer Systeme. Damit wird das alte Ordnungsproblem der Soziologie (vgl. O'Neill 1976) zum Scheinproblem. Zu Grunde liegt nicht das prozessuale Problem einer Abstimmung von Intentionen Handelnder, es geht vielmehr um das strukturelle Problem, das durch „Bedingungen der Kompatibilität und (der) Wechselbedingtheit von Stabilität und Instabilität“ umschrieben ist. Der Übergang zur Theorie selbstreferentieller Systeme verschärft die Abkehr von der Ordnungs- und Integrationsproblematik: „Der Aufbau sozialer Systeme (und ebenso der Aufbau psychischer Systeme) folgt dem order from noise principle (von Foerster).“ (Luhmann 1984, 291)

In der Theorie der Autopoiesis erklärt das Interpenetrationskonzept nicht länger wie bei Parsons die Bedingung der Möglichkeit sozialer Ordnung qua Integration, sondern im Gegenteil: die für die Konstitution sozialer Systeme notwendige Unordnung.

In Widerspruch zur allgemeinen Einführung des Interpenetrationsbegriffs wird die Komplexität der Umweltsysteme allerdings *nicht als solche* in das Sozialsystem eingebaut (s. o.), sondern nur in einer spezifisch reduzierten Form: als Kontingenz. In sozialen Systemen tritt Kontingenz notwendig als doppelte Kontingenz auf und das für mindestens zwei Teilnehmer. Sobald mindestens zwei doppelt kontingent erlebende Systeme einander begegnen, entsteht eine Situation, die Verhaltensabstimmung er-

forderlich macht. „Doppelte Kontingenz ist (...) dasjenige Problem, das die Autokatalyse sozialer Systeme bewirkt und sich in ihr als Dauerkatalysator durchhält“ (Luhmann 1981 b, 160). Wie es dazu kommt, soll das Interpenetrationskonzept erklären. „Der Begriff der Interpenetration antwortet auf die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit von doppelter Kontingenz“ (Luhmann 1984, 293). Interpenetrationsverhältnisse müssen sich – das verlangt Luhmanns essentialistischer Systembegriff – auch am konkreten Kommunikationsphänomen ausmachen lassen (Luhmann 1987, 175).

Luhmanns Modifikation des Interpenetrationsbegriffs hat gravierende Konsequenzen für die Sozialisationstheorie. Der neue Interpenetrationsbegriff verlangt den Abschied von allen traditionellen Sozialisationskonzepten, die unter Sozialisation einen Übertragungs- oder Übernahmeprozess zwischen Gesellschaft und Individuum sehen.

Das soziale System konfrontiert das zu sozialisierende Individuum nie etwa mit der Norm allein, sondern immer schon mit der Alternative konformen oder abweichenden Verhaltens in bezug auf die Norm. Das Individuum hat immer und qua Sozialisation die Möglichkeit, sich konform und abweichend zu verhalten. Das heißt:

- Sozialisation ist *kein* zweckorientierter Prozeß, der gelingen oder scheitern kann.
- Sozialisation findet bei *jedem* sozialen Kontakt statt (Luhmann 1987, 177).
- Sozialisation ist immer Selbstsozialisation (Luhmann 1981 b, 162; 1984, 327; 1985, 426; 1987; vgl. Gilgenmann 1986).

Daß Sozialisation in sozialen Situationen permanent und subkutan abläuft, ist ein Effekt des Prozessierens von doppelter Kontingenz. Die Reaktionen des Alter Egos selektieren aus dem Bereich des unspezifisch kontingentem bestimmte Möglichkeiten, die als Zustimmung oder Ablehnung zu Egos Verhalten kommuniziert werden. „Dadurch werden typische Sequenzen des Verhaltens aufgebaut, die nur wenig, was

möglich ist, nutzen, dafür aber für andere erwartbar ablaufen und so dem Handelnden selbst die Grundlage geben für das Erwarten von Komplementärverhalten“ (Luhmann 1981 b, 162). Die Reaktionen seines Alter Egos werden von Ego in die Form von Differenzschemata wie Zuwendung/Abwendung einer Bezugsperson, Verstehen/Nichtverstehen, Konformität/Abweichung oder Erfolg/Mißerfolg gebracht. Diese Differenzschemata schreibt es seiner Umwelt zu, sieht sich aber auf sich selbst bezogen (Luhmann 1984, 327). Hier zweigt die systemtheoretische Erziehungssoziologie ab. Geplante Erziehung besteht in der konditionalen Kombination von zwei Schemata, etwa: bei Konformität Zuwendung, bei Abweichung Abwendung (Luhmann 1984, 329). Selbstsozialisation ist der Prozeß der Bildung von Erwartungen. Die Erwartungen anderer werden erst über die Bildung von Erwartungserwartungen integriert (Luhmann 1987, 176). Unter diesen Umständen können nicht länger Kriterien für erfolgreiche Sozialisation, sondern nur ein allgemeiner Richtungssinn des Sozialisationsprozesses angegeben werden. Sozialisation führt zu einer Steigerung von „Variabilität im Sinne der Fähigkeit, die systemeigene Komplexität laufend zu rekonstruieren“, der Fertigkeit, „eine Vielzahl von Zuständen und Zustandssequenzen anzunehmen“ und dadurch „situationsweise abrufbare Kompetenzen zu entwickeln“ (Luhmann 1981 b, 163).

Strikt genommen wird Luhmanns autopoietische Sozialisationstheorie mit ihrem Konzept der Selbstsozialisation zur Anti-Sozialisationstheorie, die alles abschneidet, was je mit dem Begriff gemeint war. Indem sie mit den „soziozentrischen Aporien (sic) (...) der Theorietradition (...) seit Durkheim aufräumt“ (Gilgenmann 1986, 86), scheint sie sich von der Soziologie verabschieden zu wollen.

6. Zusammenfassung

Die Besonderheit der funktionalistischen und systemtheoretischen Ansätze in der Sozialisationsforschung liegt in zwei Gesichtspunkten: a) Sozialisation ist nicht der Ausgangspunkt der Theoriebildung, sondern die konsequente Anwendung theoretischer Basisoptionen; b) Sozialisation ist ein Begriff, der immer in gesellschaftlicher Perspektive zu entfalten ist. Mit diesen Merkmalen kann es der Systemtheorie auch in Zukunft gelingen, Sozialisationsforschung im direkten Kontakt mit der Entwicklung der allgemeinen Soziologie und relevanter Nachbardisziplinen zu entwickeln.

Bereits die Klassiker, die die Grundsteine für die funktionalistische und die systemtheoretische Sozialisationsforschung legen, machen die gesellschafts- und allgemeintheoretische Doppelfundierung dieser Richtung der Sozialisationsforschung deutlich: Während Durkheim die gesellschaftliche Moral in den Mittelpunkt stellt und die Bedingungen für deren Entwicklung analysiert, verknüpft Spencer individuelle und

soziale Entwicklung im Gesetz der evolutionären Differenzierung. Der kulturanthropologische Funktionalismus nimmt diese Doppelorientierung auf und wendet sie auf die verschwindenden Stammesgesellschaften an. Parsons amalgamiert die beiden Säulen der Tradition und verknüpft sie zusammen mit der Entwicklungspsychologie und der Psychoanalyse zu einer Theorie der Sozialisation, die die gesamte Spannweite der Beziehungen zwischen Person und moderner, differenzierter Gesellschaft in den Blick nimmt und in den Rahmen seiner allgemeinen Theorie stellt. Luhmann entwickelt nach der Hinwendung zur Theorie selbstreferentieller Systeme einen Sozialisationsbegriff, der als ein Reflex auf Befunde aktueller Gesellschaftsanalyse gelesen werden kann: In der hoch differenzierten Gesellschaft wird Sozialisation als Mittel der Integration tendenziell obsolet und durch die wechselseitige Leistung sozialer und psychischer Systeme substituiert, nämlich der Versorgung mit konstitutiver Unordnung; Sozialisation wird konsequent zu Selbstsozialisation transformiert.